

## De komisch Friitig

Drei Tage hat die Luzerner Fasnacht von alters her: Den Schmutzigen Donnerstag, den Güdismontag und den Güdisdienstag. Dazwischen liegen, beziehungsweise lagen, drei kostbare Tage brach, an denen wieder bürgerliche Verhältnisse einkehrten, also nichts Aussergewöhnliches stattfand. Unverzeihlich, den ersten Anlauf so rasch verpuffen zu lassen, sagten sich einige Fasnächtler (beziehungsweise Veranstalter) vor ein paar Jahren und erfanden flugs den «Rüüdige Samschtig».

Total rüüdig, diese Idee, denn damit war die lustlose Zwischenzeit verkürzt, der Terminkalender für allfällige Fasnachtsbälle, Guuggertreffs und Holdrio-Anlässe um einen Tag verlängert. Nun gab's kein Halten mehr: Gerade noch rechtzeitig vor

AUF 46 ZEILEN

EVA ROELLI



der Jahrtausendwende ist nun der «Komischi Friitig» erstmals im Fasnachtshüter aufgetaucht, ein zusätzlicher (inoffizieller) Umzug steht heute auf dem Programm.

Der «Komischi» schlägt jetzt die Brücke zwischen dem «Schmutzige Donschtig» – in der modernen Umgangssprache auch «Dirty Thursday» genannt – und dem bereits traditionellen Rüüdige Samschtig.

Jetzt ist bloss noch der Sonntag ein weisser Fleck zwischen den beiden Fasnachtswochen, doch das wird sich im innovationsfreudigen Zeitalter wohl bald ändern. Denn was könnte man alles an diesem Tag veranstalten – vom therapeutisch betreuten Aus- und Vorschlafen bis zum WK (Wiederholungskurs) für Guuggemusigen, Kostümgruppen und Umzugslangläufer. Es lebe der «Komischi Friitig», der «Warm-up-Sunday» kommt bestimmt.

«Stadtkeller»-Dach: Die «Moggetätscher» tätschen wieder einmal gnadenlos zu

# Ein bärenstarkes Theaterstück

**Pink Floyd, Ruth Dreifuss, Dieter Moor, eine bärenstarke Mélange. Die «Moggetätscher» tätschen voll zu. Groses Theater – nur die Gestik ist «cheibe maskehaft».**

hb. Die Kulisse ist grandios, die Musik ebenso: Der Bärengraben, dahinter hochaufragend die Trutz(Trotz)burg Bundeshaus, dazu Richard Strauss' «Also sprach Zarathustra». Bahnt sich da etwa ein monumentales Historien(Hysterien)drama an? Als dann noch die Nationalhymne ertönt und Bundespräsidentin Ruth Dreifuss ans Rednerpult vier Meter oberhalb der drollig herumtollenden Bären tritt, ist die Schweizer Idylle perfekt.

«Ich habe schon immer gesagt...»

«Ich sage, ich habe schon immer gesagt ... und so mach ich weiter», ruft unsere eidgenössische First Lady bedeutungsschwer ins Rund, und uns allen im Publikum wird bei diesen Worten so richtig warm ums Herz. Weil, es ist genau so (ist schon immer so gewesen und wird immer so sein) wie im wirklichen Leben. Das heisst, sofern man Politik mit Wirklichkeit überhaupt entfernt in Verbindung bringen kann.

Viele, viele braune Bärchen tanzen munter. Dann drängen Dieter Moor, Nella Martinetti, Anita Weyermann und Polo Hofer ins Scheinwerfer(pardon: Tages)licht – womit fast alle unserer Vorzeigemänner und -frauen wieder einmal (wie fast immer) voll im Bilde sind.

**Prinz Charles und seine Mutti**

Doch was haben in diesem erlauchten Kreis Prinz Charles und seine Mutti Elisabeth zu suchen? Zwei Personen auf der Suche nach dem Autor (wie weiland bei Pirandello)? Nein, die zwei sind – um es dramaturgisch/dramatologisch korrekt auszudrücken – jene Katalysatoren, die das Stück zur Peripetie führen, welche schliesslich ins Schlechte (Tragödie) oder ins Gute (Komödie) münden. Bella Nella – zur Abwechslung wieder single (die Schweizer Illustrierte posante es heraus) – jagt den segelohri-



Prinz Charles und Königin Elisabeth – auch sie treten im neusten Streich der «Moggetätscher» auf.

BILD PETER APPIUS

gen Prinzen; dessen Mama ist mit dem Schirm hinter Nella her. Ob das nun Komödie oder Tragödie ist, möge das verehrte Publikum selber entscheiden.

**Euphorische Kritiker**

Die Berufskritiker aller grossen Blätter (von der Scheuen Bürger Zeitung über den Haxen-Anzeiger und den Berner Hund bis zur Frankfurter Halbgeheimen) waren sich in ihrem Urteil nach der Premiere für einmal einig: Das ist grosses, weltläufiges, kompaktes Welttheater. Glauben Sie's ruhig. «Sackschtarch» warf ein einheimischer Theaterkenner mehrfach anerkennend ein. Ein anderer gleich daneben lachte sich während der rund 15minütigen Aufführungsdauer mindestens 15mal halbtot.

Zu loben sind die träfen Dialoge, die phantastisch chargierenden Darstellerinnen und Darsteller, die raffinierten Abläufe, die farbenfrohen Kostüme, die abwechslungsreiche Choreographie. Auch die Musik kommt voll rüber und trifft die eine oder den andern wohl ins Herz – ob Nella Martinetti «Bionda, Bella Bionda», Polo Hofers «Teddybär» oder Pink Floyds psychedelische Sphärenklänge.

**«Cheibe maskehaft»**

Doch halt, eines ist dem gestrengen, ewiggestrigen Kritiker doch ein bisschen merkwürdig vorgekommen. Die Gestik in den Gesichtern der Darsteller, ja, dieses gerade im modernen Mimenspiel so wichtige Gestaltungsmittel (was für ein schwülstiger Schmarren!), fehlt in dieser Aufführung doch tatsächlich vollkommen. Alles wirkt so «cheibe maskehaft». Doch halt, da kommt dem Kritikus die gute Einsicht: Wir sitzen ja nicht in den roten Plüschsesseln des Staatstheaters, sondern stehen draussen auf dem Sternenplatz. Die Bühne ist das Dach des Restaurants Stadtkeller. Die Bühne ist die Fasnacht und alle Darsteller tragen Masken – und was für phantastische, witzige, erschreckende, erfreuende.

Wer's noch nicht gesehen hat, soll schleunigst hingehen, sonst verpasst er wenn möglich noch einen der Höhepunkte der diesjährigen Fasnacht.

Weitere Aufführungen an den beiden kommenden Fasnachtstagen (Uhrzeit wird auf dem «Stadtkeller»-Dach angezeigt).

## EINE RESTAURANTKÜCHE WÄHREND DER FASNACHT

# Holdrio und allerhand Währschafte

Fasnacht ist nicht nur Schränzen und Singen, Tanzen und Ausgelassen-Sein. Für viele bedeuten die Fasnachtstage harte Arbeit – oft hinter den Kulissen. Etwa für die Angestellten der Restaurationsbetriebe. Wir warfen einen Blick hinter die Theke und in die Küche des Restaurants Ente.

Schon kurz nach der Tagwache finden sich hier die ersten Guugger und Maskierten ein. Vor allem Kafi avec und Holdrio, Hagenbuttertee mit Zwetschenwasser, sind gefragt. Bei der beinahe arktischen Kälte draussen steht der Wunsch nach etwas Wärmendem begrifflicherweise zuoberst. Viele der Frühaufsteher bestellen ein ausgiebiges Frühstück. Die Küchenbrigade war also schon vor dem Urknall mit Bereitstellen gefordert. Sie hält dem frühmorgentlichen Ansturm mit Bravour stand.

Als «schöne Mehrbelastung» bezeichnet Geschäftsführer Urs Bieri den Einsatz über die närrischen Tage. «Während des Jahres sind wir 17 Angestellte, über die Fasnachtstage arbeiten 12 Personen mehr hier. Wir sind jetzt also unser 29. Von morgens fünf Uhr bis um vier Uhr am Freitag in der Früh sind wir am Schmutzigen Donnerstag für unsere Gäste da.» Wie in einem Bienenhaus ist das unaufhörliche Kommen und Gehen im Restaurant hinter dem Theater.

Als Polizeichef mit goldbetresster Mütze, in engem Beinkleid und hohen schwarzen Stiefeln steht Urs Bieri hinter der Theke. Silbrig glänzen die Handschellen am Gürtel. Die «Ente» hat sich über Nacht in ein Gefängnis verwandelt. Ein engmaschiges Gitter trennt Bar und Restaurant. Zwischen den Tischen kursieren Sträflinge in quergestreiftem Schwarz-Weiss-Look. «Drüü Chübeli



Die Küchenbrigade des Restaurants Ente bei der Arbeit.

BILD PETER FISCHLI

(blondes Bier) ond e Wÿsse» wurde eben von Nummer O31256 am Tresen verlangt. Die Bestellung wird bereitgestellt und an den Tisch getragen.

Lokalinhaberin Marlis Buholzer zirkuliert als Gefängnisdirektorin in schwarzer Uniform prüfend durch das Lokal. In der Küche herrscht höchste Alarmstufe. Hier arbeiten die Mitglieder der Kochbrigade einander unentwegt und ohne viele Worte zu verlieren zielbewusst in die Hand. Infrarotlampen sorgen dafür, dass die Gerichte heiss und bekömmlich zum Gast kommen. Pastetli, Pommes frites, Erbsli und Rübli, Hörnli ond Ghackets, Fleischvögel mit Kartoffelstock, Hackbraten, alles in allem währschafte Kost sei am Schmutzigen Donnerstag allemal gefragt, stellt Urs Bieri fest. 150 bis 200 Mittagessen sowie mehr als 300 Nachtessen finden den Weg von der Küche ins Restaurant.

«Hektik? Nein, die kennen wir an den Fasnachtstagen nicht», sagt Bieri, «zwei Wochen vorher allerdings, in der Planungsphase, da gehen die Wellen jeweils hoch.» Gerade dies können wir vom Chef noch erfahren, dann wird eine Konversation in Normallautstärke unmöglich. Sie geht in den kakophonischen Schränztönen einer Guuggenmusik unter. Und während laut gefegt, posant und getrommelt wird, wechseln ständig volle Teller und Gläser von der Küche und von der Bar ihren Standort. Die Rüüsfääger, die Schnarhüüler, die Rüüsfärsche und wie die Musigen alle heissen mögen, machen der «Ente» und ihren zahlreichen Gästen ihre musikalische Aufwartung. Und erst, wenn es im Lokal so richtig eng und immer enger wird, fühlt man(n) oder frau sich fasnächtlich wohl an den kleinen runden und den grösseren eckigen Tischen. er

## Einer jener verflixten Aufträge

Es war wieder einmal einer dieser verflixten Aufträge, wo von Anfang an alles schief lief. Ich solle am Donnerstag morgen «sehr früh» aufstehen, um in der Stadt nachzuschauen, was da Verrücktes ablaufe, hatte mir eine geheimnisvolle Blondine aufgetragen und eine sagenhafte Belohnung in Aussicht gestellt. Ich war es nicht mehr gewohnt, so früh auf den Beinen zu sein. Beim Kaffeemachen verbrühte ich mir die Finger, die Milch für die Cornflakes landete auf dem Küchenboden, vom Blutbad beim Rasieren gar nicht zu reden. Zusätzlich war über Nacht der Schneematsch auf den Trottoirs gefroren, so dass ich schon zehn Meter nach der Haustür auf dem Hintern landete.



Es war unheimlich still da in der Vorstadt, wo ich wohnte. Irgendwo klapperte ein Fensterladen. Ich entschied mich, zu Fuss in die Stadt zu gehen – trotz Schnee und Kälte. Der erste Mensch, der mir begegnete, trug ein rotes Gewand mit weissen Punkten, eine blaue Perücke und etwas zu viel Schminke im Gesicht. Ich blinzelte mit den Augen, um zu sehen, ob ich wirklich wach war. Oder spielte mir etwa die Flasche Whiskey, die ich am Vorabend zusammen mit einem Stammkunden geleert hatte, einen Streich?

Und dann plötzlich – aus einem dunklen Hausflur traten vier düster gekleidete junge Männer. Einer rief mir über die

Strasse hinweg etwas Derbes zu. Wer waren sie? Diebe? Sollte ich eingreifen? Sie mit einem meiner legendären Judogriffe das Fürchten lehren? Ich entschied, mir nichts anmerken zu lassen, zog den Mantelkragen höher und ging weiter. Und da – die ersten Spuren im Schnee: rosarote und gelbe Papierfötzel und ein grünes Stück Stoff. Ich stellte mich an der nächsten Bushaltestelle unauffällig neben eine Gruppe junger Leute, um aus ihrem Gespräch einen Anhaltspunkt zu erhaschen. Von einem grossen «Chlapf am Morge am füü» war die Rede. Ich schaute auf die Uhr: 6 Uhr 48. Verdamm, ich war wieder einmal zu spät.

In der Innenstadt war tatsächlich ein wildes Treiben im Gange: trompetende und trommelnde Banden zogen durch die Strassen und liessen sich offenbar auch durch die Kälte nicht verdrissen. Andere tanzten fröhlich Ringelreihen. Viele standen nur da, schauten oder fotografierten und filmten. Und verflix, viele waren maskiert. Was hatten sie zu verbergen? War hier eine Verschwörung im Gange?

Ich duckte mich und trat in eine jener kleinen Bars, die über Nacht wie Pilze aus dem Boden geschossen waren. Ein Glas Kaffee mit einem höllisch starken Schnaps wärmte mich auf und brachte meine Gedanken langsam in die richtige Reihe. Ich beschloss, mich mitten ins Getümmel zu stürzen. Ein Entscheid, der Folgen haben sollte. (Fortsetzung folgt.) hb